

Richmonder Anzeiger.

Redigirt und herausgegeben von B. Saffel, No. 198 Main Str., zwischen der 9ten und 10ten StraÙe.

2. Jahrgang.

Richmond, Va., Sonnabend, den 2. Juni 1855.

No. 1.

The German "RICHMOND ADVERTISER",
B. SASSEL, Editor and Proprietor,
Is published every Saturday, at \$3 per Annum,
payable in advance. Terms for Advertisements
reasonable.
OFFICE: 198 MAIN STREET.

Bindung u.

Der „Richmonder Anzeiger“ erscheint jeden Samstag und wird den resp. Abonnenten ins Haus gebracht. Der halbjährliche Abonnements-Preis beträgt \$1.50, welcher nach Empfang des ersten Nummern entrichtet werden muß. — Auswärtige Abonnenten belieben den Betrag an den Herausgeber (Letter Box 675) gefälligst einzusenden. — Briefe und Mittheilungen werden frankirt erbeten.
Anzeigen und Bekanntmachungen aller Art werden unter folgenden Bedingungen aufgenommen: Einmalige Einrückung eines Squares (10 Zeilen oder weniger bilden ein Square) 50 Cts., zweimalige Einrückung 75 Cts., und für jedes weitere Mal 25 Cts.; für einen Monat \$1.00, für zwei Monate \$1.75, für drei Monate \$3.00, für sechs Monate \$4.00. Größere Anzeigen werden verhältnißmäßig berechnet und finden hierbei die resp. Abonnenten besondere Berücksichtigung. — Anzeigen können bis um 7 Uhr des vorhergehenden Tages, an dem die Zeitung erscheint, eingelaufen werden.

Im Dachstübchen.

Sat auch sein glänzendes Gemach
Das Schicksal mir beschieden,
Bin mit den Süßchen unter'm Dach
Ich königlich zufriednen.
Wenn auch nicht prächt'ge Materien
Verfüllt seine Wände,
Verzögelt sie doch Sonnenschein
Von früh bis Tagesende.
Entbehrt ich auch oft Mondenlang
Besuch von fremden Leuten —
Streu ich Korn auf die Fensterbank,
Da kommen die Gäste von Weiten.
So leb' ich still, nie fällt mir ein,
Dinas' auf die Straße zu sehen,
Doch liegt' ich gern im Fensterlein,
Wo die Dächer zusammengehen.
Dem meine schöne Nachbarin
Kommt oft ihre Blumen besichtigen —
Da kann ich sie halb herüberziehn
Und aus dem Fenster küssen.

Eine Nacht in den Sümpfen, oder ein Abenteuer in Peru.

von F. Hoffmann.

Ziemlich raschem Trab ritt ich etwa eine Stunde.
Ich aber stieg mein Maulthier vor einer kleinen
grünen Wiese, und wollte nicht weiter, absolut
Ich trieb es mit der Stimme an, gab ihm Sporen
Peitsche zu fassen, schlug es zwischen die Ohren —
er stand, streckte die Vorderbeine vor, ging nicht
vom Fleck und schob unwillig mit den Nüstern.
Das Ding kam mir verdächtig vor. Hatte schon von
Sümpfen und Moorgründen erzählt hören, die in
einigen Landstrichen Peru's nichts Seltenes seien, und
kam auf den Gedanken, es müsse diese anscheinende
Wiese wohl solch ein Sumpf sein. Die grüne Decke
machte mich aber wieder irre; konnte mir nicht denken,
daß eine so üppige Vegetation aus schlammigen Moor-
grund aufsprossen könne; stieg aber ab und untersuchte
den Boden. Ein Paar Schritte ging ich darauf entlang
— dann aber spürte ich ein merkliches Schwanken, und
nun erkannte ich sehr geschwind, wie klug mein braves
Maulthier gewesen war. Hirtig sprang ich zurück, setzte
mich wieder auf und ritt in veränderter Richtung wei-
ter. Nach kaum hundert Schritten dieselbe Erscheinung.
Das Maulthier stand und ging nicht vorwärts, durch-
aus nicht. Ich schlug wieder eine andere Richtung ein
— abermals ein Auck und das Thier stand. Allgemach
merkte ich, daß ich in ein Labyrinth von Sümpfen hin-
eingerahten war, und daß es mir Mühe kosten würde,
wieder herauszukommen. War das kein Spaß! Wußte
ich schon mancher unglückliche Wirth in diesen ver-
wünschten Sümpfen untergegangen war, und fing an,
ganz ernstlich besorgt zu werden. Hin und her trabte ich,
suchte den Weg wieder zu finden, auf dem ich in dies
Labyrinth hineingekommen war, konnte ihn aber durch-
aus nicht entdecken. Hufspuren von meinem Maulthier
in Menge — aber welches waren die rechten? Befand
mich wirklich in höchst fataler, unangenehmer Verlegen-
heit. Suchte und suchte immer von Neuem, trieb mein
Thier hiehin, dorthin — kam aber nicht heraus, durch-
aus nicht — nur immer tiefer hinein.
Wäre nun das Allergeschwefelste gewesen, ich hätte
meinem braven Maulthier die Zügel um den Hals ge-
legt, und hätte es feinest fast untrüglicher Instin-
kt überlassen, den Ausweg aus diesem Labyrinth zu fin-
den — zweifle gar nicht daran, daß wir wirklich her-
ausgekommen wären — aber fiel mir dies Rettungs-
mittel nicht ein, meinte, ich sei jedenfalls klüger als das
Thier. Trieb es daher rastlos von einem Fleck zum an-
dern, meinte immer, ich hätte nun einen festen Pfad
entdeckt, und verwirrte mich nur immer mehr. Auf ein-
mal sah ich fest. Mein Thier stand wie eingewurzelt —
wollte nicht vorwärts, nicht rückwärts — drehte sich im-
mer im Kreise herum, schob, zitterte am ganzen Leibe,
schüttelte den Kopf und ging nicht von der Stelle. —
Ziemlich rathlos blickte ich umher, ließ ein Paar Augen-

blide Sporn und Peitsche ruhen, und suchte mich zu
sammeln, um einen ruhigen, verständigen Entschluß zu
fassen. Sehe hierhin, dorthin, und bemerkte endlich einen
Baumstamm, halb versunken im Moor, der mir eine
prächtige Brücke zu bieten scheint. Lager jenseits dessel-
ben noch einige andere Stämme, und meinte ich, es
könne wohl gelingen, mit Hilfe derselben aus meiner
ganz fatalen Lage herauszukommen. Irgend etwas
mußte ja auf jeden Fall gewagt werden. Der nächste
Stamm lag kaum zehn Fuß von mir entfernt — wenn
mein Thier einen klugen Anlauf nahm, so konnte es
ihn mit einem Sprunge erreichen. Ich schüttelte die
Zügel, schrie dem Thier zu, rannte ihm zornig die Spo-
ren in die Weichen, schlug es mit der Peitsche wie toll
um die Ohren. Das arme, gequälte Geschöpf gerieth
völlig außer sich, bäumte in die Höhe, schlug mit den
Vorder- und Hinterbeinen aus — gehorchte aber end-
lich, gehorchte und war mit einem ungeheuren Satz auf
dem Baumstamme drüben. Nun ist's gut, dachte ich —
einmal hier, werden wir auch weiter kommen.

Kaum gedacht, sah ich aber auch, was für einen jäm-
merlich dummen Streich ich bei meiner vermeinten gro-
ßen Klugheit begangen hatte. Der Baumstamm, kaum
nachdem ihn die Hufe meines Thieres berührt hatten,
bewegte sich, wälzte sich schwerfällig auf die Seite, und
mit wahren Todeschreien sah ich, daß er träge über
den Moorgrund hinweg kroch und gleich darauf im
Schlamme verschwand. Das, was ich für einen Baum-
stamm gehalten hatte, war nur ein alter Caiman, der
nicht die mindeste Lust zu haben schien, mir in dem
Moore zur Stütze zu dienen. Die Füße meines Maul-
thieres glitten von ihm an, und es versank augenblick-
lich bis an den Bauch in den zähen, schwarzen, schlam-
migen Grund. Da war es geschehen! Drinn steckten
wir im Sumpfe, aber wie wir ohne Hilfe von Außen
herauskommen sollten, das war eine Frage, auf die ich
keine Antwort zu finden wußte.

Nachdem ich mich von meiner ersten Bestürzung, die
mich fast besinnungslos machte, erholt hatte, suchte ich
nach Mitteln zu meiner Rettung. Aber ich entdeckte
keins — auch nicht ein einziges. Ich versuchte zwar die
festere Stelle, von der wir in den Sumpfen gesprungen
waren, wieder zu erreichen, indem ich über den Rücken
meines Thieres hinweg kletterte und mit den Füßen die
Festigkeit des Grundes prüfte — aber ich gab diesen
Gedanken sofort wieder auf, denn der Boden war so
weich, daß ich gleich beim ersten Versuche bis über die
Kniee hineinsank, und große Mühe hatte, nur wieder
in den Sattel zurückzukommen. Mehrversuchen wagte
ich meinen Sitz wieder ein und sah da ziemlich lange
trotzlos und wie betäubt.

Mein braves Maulthier benahm sich übrigens ganz
bewunderungswürdig. Als ob es die Gefahr, in welcher
wir Beide schwebten, aufs Haar erkennen könne, verhielt
es sich ganz ruhig und rührte kein Glied. Ganz genau
sah ich es zu wissen, daß jeder Versuch, uns aus dem
Sumpfe heraus zu arbeiten, uns nur tiefer hinein ver-
sensen würde, und wartete daher geduldig die Folgen
meines unsinnigen Drängens und Treibens ab, das
ganz allein uns in die gefährliche Lage versetzt hatte,
aus der ich nun bei aller meiner Weisheit keinen Aus-
weg zu finden wußte. Von Zeit zu Zeit drehte das
kluge, gute Geschöpf den Kopf nach mir um und blickte
mich traurig an, als ob es mir Vorwürfe machen, und
fragen wolle, ob ich noch immer keine Hilfe ausfindig
gemacht habe? Wahrlich, das arme Thier sammerte
mich, und ich hätte viel darum gegeben, es zu retten.
Drüben am festeren Ufer, wenn ich den Saum des
Moors so nennen darf, stand mein treuer Hektor; tief
ängstlich auf und ab, versuchte es mehrmals, zu mir zu
kommen, schreckte aber immer zurück, sobald seine Vor-
derbeine in dem Schlamme versanken, und stieß dann
ein klägliches, jammervolles Schreul aus, das wirklich
herzerweichend anzuhören war.

Meine Lage war in der That nicht beneidenswerth.
Mit erstarrtem Schrecken bemerkte ich, daß mein Maul-
thier allmählich tiefer und tiefer in den Moorgrund ver-
sank, daß der schwarze, zähe, ekelhafte Schlamm Zoll
um Zoll an seinen Seiten höher und höher stieg, daß
er mir schon bis nahe an das Knie reichte, und bald —
bald über dem Rücken des armen Geschöpfes zusammen-
schlagen mußte. Ich konnte ungefähr berechnen, daß der
Schlamm in jeder Viertelstunde einen Zoll stieg. Jetzt
zeigten die Weller meiner Uhr auf die vierte Nachmit-
tagsstunde, und der Rücken des Maulthiers ragte noch
etwa zwölf Zoll über den Schlamm — nach meiner
Berechnung also mußte um sieben Uhr Abends das
Thier bis an den Hals, und ich selbst bis an die Hüften
im Schlamme stecken, um Mitternacht mußte er bis un-
ter meine Achselgruben gesunken sein, und wenige Stun-
den später hauchte ich meinen letzten Athem aus — vor-
ausgesetzt, daß Niemand zu Hilfe kam, oder daß das
Sinken nicht schnellere Fortschritte machte, je tiefer ich
in den Schlamm hinein versenkt ward.

Eine fürchterliche Berechnung — eine traurige Aus-
sicht! (Schluß folgt.)

Die Belagerung von Sebastopol.

Paris, 4. Mai 1855.

Der Krieg. Die Kanonen der Franzosen und
Engländer vor Sebastopol schweigen seit dem 28. April;
weder die russischen Batterien, noch die Festungswerke,
noch die Stadt haben irgend einen bedeutenden Schaden
erlitten; 50,000 Russen sind an Verstärkungen zu der
Entsatzarmee Oden-Sadens und Aprandi's gesto-
ßen; die Generale Canrobert und Naglan haben den
Erfolg einer Belagerung Sebastopols von der Südseite
als verloren betrachtet und davon ihrer Regierung Be-
richt erstattet.

Das ist in seinen Hauptzügen die Lage der Dinge
von Sebastopol, und selbst die offiziellen und halb-offi-
ziellen Organe der westmächtlchen Regierungen sind
gezwungen, diese Thatfachen anzuerkennen.

In Folge der vollständigen Einstellung des Feuers
der Allirten richtete General Canrobert einen Brief an
Louis Napoleon, aus welchem ich folgende Stelle hier
anführe:

„Ich habe versprochen, Ihre das Bombardement
durch fünfzehn Tage ununterbrochen zu unterhalten.
Ich habe Wort gehalten und meine Aufgabe ist vollendet.
Wir haben der Festung keinen Schaden zufügen
können, und wir sind nicht in der Lage, einen Sturm
zu unternehmen. Es bleibt uns nichts übrig, als unsere
Truppen in guter Ordnung zu erhalten. Unsere Kanonen
sind durch das Feuer abgenutzt und dienstunfähig
geworden; wir dürfen sie, wie altes Eisen, dem Feinde
überlassen.“

„Wir erwarten, Ihre die Befehle, um die Belagerung
mit dem Feldzuge zu vertauschen und die Feinde in offe-
ner Schlacht zu schlagen. Der Operationsplan und die
Liste der unumgänglich nöthigen Verstärkungen unter-
breitet, Ihre, Ihrer Einsicht der Kriegsrath der verei-
nigten Armee“ . . .

Ein ähnlicher Brief Lord Naglans, aber mit allen
düsteren Details, kam dem englischen Kriegsminister zu.
Lord Naglan giebt auch den Feldzugsplan in der Krimm
als im Vornhinein für verloren auf. Er schildert das
Bombardement Sebastopols als ein „unnützes Kinder-
spiel“, geeignet, den „Spott der Feinde“ zu erwecken.
Die französische Armee habe ungeheure Verluste erlitten
und ihre Verstärkungen seien in dem elendesten Zu-
stande. Es würden Wochen der härtesten Arbeiten nö-
thig sein, um die zerstörten Verschanzungen wieder in
den Stand zu setzen, wie sie vor Eröffnung des Bom-
bardements gewesen.

Alle Munition sei erschöpft, sämmtliche engli-
sche Kanonen seien unbrauchbar geworden, zahl-
reiche Kanonen vom Feinde demolirt worden, und
was das Schlimmste: der Ausbruch von Fieber und
Cholera habe neuen Schrecken in die ohnehin entmu-
thigten Soldaten geworfen.

Lord Naglan giebt zum Schluß seines Briefes „Al-
les verloren“ und verlangt seine Abberufung, wenn die
englische Regierung ihm eine Schuld des Mißlingens
der Unternehmung beizumessen geneigt ist.

Ihr Correspondent ist in der Lage, den Inhalt der
Briefe beider Generale verbürgen zu können.

Übrigens stimmen damit nicht nur die brieflichen
Nachrichten aus der Krimm, sondern wie schon erwähnt,
selbst die governementalen Journale der Westmächte
überein.

Die bonapartistische Presse ist zwar etwas rückhalts-
voller, was im Grunde begreiflich ist. Desto ungebun-
dener sind die englischen Organe der Regierung, seitdem
der Bruch der Wiener Conferenzen die Kabinette wieder
zwingt, dem Kriege mehr Spielraum zu lassen.
So gesteht die Morning Post, das Organ Lord Pal-
merstons, daß das Bombardement gegen Sebastopol
aufgehört habe und nichts hoffen lasse, daß ein Sturm
unternommen werden könne. Eine Festung wie Sebas-
topol, mit so überwiegenden Mitteln, kann nur mit den
außerordentlichsten Kräften erobert werden. Es sei ganz
klar, daß die Operationen mit einer weit größeren Ent-
faltung der Kräfte geführt werden müßten, als das bis-
her der Fall war.

Die Frage sei heute entschieden, fährt das ministerielle
englische Organ fort, daß Sebastopol von der Südseite
nicht genommen werden kann. Es sei nicht einzusehen,
wie Sebastopol genommen werden wolle, während die
Nordseite offen ist und Soldaten, Geschütze, Munition,
Lebensmittel u. s. w. ohne Hindernisse eingelassen wer-
den können.

Es sei demnach notwendig, daß die allirten Regie-
rungen Maßregeln ergreifen, welche mit ihrer nationa-
len Stellung übereinstimmen. Sie müssen eine hinläng-
liche Waffenmacht in der Krimm landen lassen, um die
russische Armee zu schlagen und dann die Belagerung
vollendet zu können. Das Übrige wäre dann eine Frage
der Zeit.

Die französische Presse spricht sich in derselben Weise
nur in einer anderen Form aus. Der „Empereur“ sei
vom Anfange an für den Feldzugsplan in der Krimm
gewesen, und daß die Jahreszeit jetzt erlaube, diesem
Plane Geltung zu verschaffen.

Somit wird die Belagerung von Sebastopol aufge-
hoben und nur das türkische Corps unter Omer Pascha,
welches in der Vertheidigung von Schanzwerfen Pro-
ben von Tapferkeit abgelegt, zur Bewachung Sebasto-
pols zurückbleiben; ihm wird das sardinische Corps bei-
gegeben.

Sobald die nöthigen Verstärkungen anlangen, wird
der Feldzug gegen Sebastopol eröffnet.

So weit die bonapartistische Presse.

Unsere Briefe aus der Krimm, wenn auch nur bis
zum 19. April reichend, stellen die Armee als gänzlich
unfähig dar, einen wirksamen Feldzug in der Krimm zu
eröffnen. Die alte Klage wird wiederholt: es fehlt an
Kavallerie, an Feldgeschützen und ihrer Bespannung.
Ohne diese Mittel ist ein Feldzug unmöglich.

Die Russen haben die Seite von Inzermann, die
Höhen von Balaklava, die Straße nach Batschi-Serai
und den Belzel in einer Weise verschant, die einer
neuen Festung gleich kommt.

Sollte die französische Regierung in der That beab-
sichtigen, alle von den Generalen geforderten Verstär-
kungen an Soldaten, Geschütze und Pferde zu senden,
so würde der Transport mindestens zwei Monate in
Anspruch nehmen. In zwei Monaten ist die Regenzeit
eingetreten. Während dieser Zeit wird die Armee von
Fiebern verzehrt und die Cholera schreitet bereits von
Neuem durch die Reihen der gebrochenen, den Drang-
salen des Winters halb unterlegenen Soldaten.

Man spricht von einem Feldzug in Bessarabien und
soll dem Habsburger die Dinstole auf die Brust gefesselt
haben, um den Feldzug mitzumachen. Auf unserer Börse
ging sogar das Gerücht, daß Osterreich an Rußland be-
reits den Krieg erklärt und die russischen Gesandten in
Wien ihre Pässe gefordert haben.

Derlei ist mit Vorbehalt anzunehmen (hat sich auch
nach den neuesten Nachrichten nicht bestätigt).

(Aus dem „Corrar“.)

Die Lesnichte.

Da gegenwärtig so viel über Weisnichte, Sagnichte,
Thunichte und andere nihilistische Größen gesprochen
und geschrieben wird, so wollen wir auch einmal einer
ganz besondern und zahlreichen Klasse von „Nichtem“
Erwähnung thun, nämlich der „Lesnichte.“ Diese In-
dividuen sind mit den Weisnichten und Sagnichten
nahe verwandt, denn weil sie nichts lesen, wissen sie auch
nichts und können auch nichts Ordentliches sagen. Ihr
Orden ist über das ganze Land und besonders unter
den Deutschen verbreitet, wie sämmtliche Nebacture
werden bezogen können. Sie unterscheiden sich aber
von den Sagnichtem dadurch, daß sie trotz ihres Nichts-
lesens sehr viel sagen und ungeheuer schwadroniren und
kritisiren über das, was sie nicht gelesen haben. Die
Lesnichte zerfallen in zwei Abtheilungen; die erste um-
faßt die vornehmen Lesnichte, die schon Alles wissen,
was im Himmel und auf Erden sich ereignet hat, und
die andere Abtheilung die faulen und dummen Les-
nichte, die zu bequem sind, um Etwas zu lesen, aber zu
dumm, um die Vortheile des Lesens zu begreifen.

Die vornehmen Lesnichte sind eine ganz schreckliche
Klasse von Menschen und ein wahrer Hemmschuh am
Wagen der Cultur. Sie haben gewöhnlich in früheren
Zeiten ein paar Encyclopädeen gelesen und besitzen in
der Regel ein Conversationslexicon als Quelle und Erg-
änzung ihres fragmentarischen Wissens. In Deutsch-
land würden sie vielleicht noch etwas gelesen und gelernt
haben; hier in Amerika aber halten sie es für überflüs-
sig, den kleinen Vorrath früher angelegener Weisheit zu
vermehrten. Sie glauben genug zu wissen und lesen da-
her nichts weiter mehr, als etwa ein Neugierblätter.
Fragt man einen solchen allwissenden Lesnichts z. B.:
Haben Sie Feuerbach gelesen? so wird er antworten:
Ich habe einmal angefangen, das Wesen des Christen-
thums zu lesen, aber mein Gott, das Zeug ist so bekann-
t, daß es nicht nöthig ist, darüber weitere Zeit zu ver-
lieren; daß das Christenthum antiquirt ist, wissen wir
schon längst. Aber wahrhaftig haben sie den ewigen
Juden von Sue gelesen? Nein; die Sage vom ewigen
Juden hat mir immer mißfallen; ich liebe das Wirk-
liche, aber keine Märchen.

Dann wird sie der realistische Götze sehr angepro-
chen haben? Ach dieser Götze, der wird überschätzt;
es ist auch nichts mit ihm und er hat viel überschwen-
liches Zeug geschrieben, was Einem gar nichts nügen
kann, z. B. den Faust.

Ah, die Nützlichkeitstheorie bestimmt Ihre Lectüre?
Da werden Sie jedenfalls Schließen und Maleschloß
gelesen haben, die von dem zunächst Nützlichsten geschrieben?
Wissen Sie, mein Herr, diese Leute sind Abergelahrte,
die Alles wissen wollen und nichts wissen. Ich mag den
Kram nicht lesen. Es ist überhaupt eine große Noth,
um eine gute Lectüre; man findet gar nichts, was zu-
gleich auf der Höhe der Zeit steht.

Da fällt mir etwas ein, was ich Ihnen dringend em-
pfehlen möchte. (Siehe Fortsetzung auf der 4ten Seite.)